

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

11.10.1931 (No. 41)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 41



11. Okt. 1931

## Hermann Burte / Neue Niobe / Das Träumen einer Mutter

Die Gräfin lenkte ihren Wagen selbst. Es war ein schönes Gefühl, am Steuer zu sitzen und den Preis von Baden-Baden heimzufahren. Blumen in üppiger Fülle schaukelten über dem goldenen Pokal, Orchideen seltener Zucht fleckten den dunklen Grund des Polsters. Das Fest war herrlich gewesen: Gold wurde ihre neue Leidenschaft. Aber der süßeste Augenblick war es doch, als der Präsident des A.G.A. zum Minister des Außern sagte und sie es hören konnte: Eine fabelhafte Kasse, diese Brittiloppen; sie steht neben ihren sieben Kindern aus wie die älteste Schwester und ist doch glückliche Großmutter! Der Wagen folgte ihrem Willen, als sei er ein Organ ihres Körpers; die Straße war in ihren launischen Wendungen wie ein unendliches laufendes Band, das Nebenhügel, Tannenforsten, Wasserfälle und graue Schwarzwaldhäuser heranrollte. Die fahrende Frau war glücklich. Ein Jahr voller Freude wurde durch diese Fahrt gekrönt. Das tiefe südliche Blau des Langensees mit Mimosen, Kamelien und Drangenblüten stand vor ihrem geistigen Auge und überstrahlte die Bilder ihrer schlesischen Gruben, rheinischen Hochöfen und Webereien im Wuppertal. Den Glanz des Genfer Sees, die hohe Flut von Norderney, die Milde des badischen Blauns, alles hatte sie wie Wein getrunken. Sie schaute einen Augenblick in die Sonne, wie jene Niobe, und dachte in Stolz und Seligkeit ihrer sieben Kinder: sie wird nach Stockholm fliegen, wo Bill an der Gesandtschaft ist; sie wird Ostern in Rom verbringen und das amerikanische Mädchen mit dem deutschen Namen und dem westlichen Reichtum als Tochter begrüßen; sie wird nach Oxford gehen, wo Trude auf dem Tennisplatz die stärkste deutsche Hoffnung ist, nachdem die Kölnerin versagte; sie wird in Heidelberg mit dem Jungen im weißen Stürmer das Schloß sehen, wie sie es einst mit dem Vater sah; sie denkt ihrer Kinder, die noch zu Hause auf der Schule sind, reiten, jagen und aussehen wie das Leben — ach, daß doch der Vater noch lebte, das wäre das wünschlose Glück. Aber vor Reims fiel er, ein Gardedragoner, im Schützengraben.

Der Wagen gleitet dahin, sicher und sanft, wie ein bewußtes Wesen. Weiße und rote Flecke springen der Fahrerin ins Auge, das Bild des Vadestädchens glänzt im Tale empor, schade, die unendliche Sägerei! Dieses Knirschen der Sägen in den Stämmen, das heulende Klagen, kann man denn diese — da schwinden die bunten Flecke, eine edige riesige Masse, schwarz und schwer, schießt daher, ausweichen, nein! Da spielen Kinder auf dem Gehsteig, geht denn diese Säge durch das Tal, den Baum geht sie bis in die Scheibe des Wagens, in ihr Gesicht, Hände oh, lassen Sie doch! — Ah, die Säge!

In der Querstraße hat sich ein Anhänger, mit Stämmen schwer beladen, losgelöst, rollt die Steigung herab in die Fahrstraße, blödd, blind, plump und quetscht den Wagen der Gräfin an die Gartenmauer. Die Kinder schreien auf und starren entgeistert, Schutzleute eilen herzu, Ärzte und Sanitäter; sie heben die bewußtlose Frau, Blutüberströmt, mit zerschnittenem Gesicht, gequetschter Brust, verletzten Gliedern unter den Blumen hervor aus dem Wagen und bringen sie in das Krankenhaus.

Lange lange lag sie, eine eingebandete atmende Mumie, ohne von sich und der Welt zu wissen.kehrte ihr das Bewußtsein wieder, als sie die Schmerzen empfand, oder waren es die Schmerzen, welche ihr Bewußtsein wachriefen?

Was hatte ihr das Blut vergiftet? War es der schmutzige Staub der Straße gewesen, welcher in die klaffenden Wunden fiel? Abgesprungene Teilchen vom Laß des Bleches? Blütenstaub aus den üppigen Gefäßen der Treibhausblumen, unter denen sie begraben lag? Dieser gesunde Körper wehrte sich fie-

bernd gegen die giftigen Eindringlinge, und der Kampf im heiß gewordenen Blute schuf Bilder von übertriebener Bunttheit und Bangigkeit.

An diesen Gesichten wirkten ihre Erinnerungen, Wünsche und Sorgen in unbewußtem Leben mit.

Die erste Empfindung war Licht, weißes rieselndes Licht, in das eine kantige, malmende Masse, schwarz und schwer, sich hineinschob und alles unter sich begrub.

Der erste Gedanke war an ihre Kinder, unbestimmt matt und vage, und er versank wieder.

Dann kam ein Traum zu ihr, und sie sah sich selber, grau in grau, in ihrem Schlosse; die Zimmer waren alle leer, ohne Möbel, Teppiche, Vorhänge; in den Schlafzimmern der Kinder waren die Betten ohne Kissen und Matratzen und nirgends, nirgends ihre Kinder. Wo sind meine Kinder? Sie irrt durch das verlassene Schloß und sucht vergebens. Nun steht sie auf dem Balkon, die Wolken kommen heran, so schwer und düster, daß ihr bange wird, die Wolken werden Erde, Grund und Gestein, sie fühlt sich sinken, sinken, in ein enges Gefäß eingeschlossen, feuchte, wasserberieselte Wände huschen empor, nun stockt der Fall, ein Stollen tut sich auf, sie muß in den Schlund hineingehen, der Gang wird eng und sie muß auf den Knien kriechen; neben ihr und vor sich halbnaakte Männer mit lebernen Klappen, von Schweiß triefend, mit Ruß bedeckt; das Gestein schließt sich, der Gang hat ein Ende; ein Mann liegt unter der schwarzen glitzernden Decke und hackt in das Gezähe, und wuchtet mit dem Hebeisen darin, er stürzt herab, er muß liegend ausweichen, um nicht getroffen zu werden. Und bei dieser Arbeit, unheimlich und unmenslich, singt der Mann, er singt, er lächelt sogar. Was singt er denn? „Acht Stunden unter Tag, acht Stunden unter Nacht, acht Stunden Licht vermag, daß einer singt und lacht —“

„Bill!“ schreit die irrende Mutter, „Wilhelm!“ Denn jener häuer im Gezähe, jener schmutzige Wurm in der Erde, jener bewaffnete Maulwurf da unten, vom Staube beschmiert, von der Erde verschweigt, vom Tode bedroht, dieser Mann ist ihr ältester Sohn, ihr herrlicher Bill, der erste Rat der Gesandtschaft, der Rennreiter, der Netzballspieler, der schöne Bill, dessen Bildnis in den Kaffeebüchern mit der Unterschrift: Nordischer Edelmann! erscheint.

Sie ruft und winkt, sie schreit und schlägt mit ihren weißen Händen an das schwarze Gestein, aber der Mann bemerkt sie nicht, erkennt sie nicht, er ist ganz in sich versunken, summt, schwacht, singt und spuckt. Er zieht eine Schnapsflasche hervor und trinkt gierig und singt wieder lächelnd sein fürchterliches Lied... Sie aber schreit: „Kennst du mich nicht, Bill, kennst du deine Mutter nicht? Wer hat dich hierher gebracht, wer?“

Da scheint es ihr, er schaue sie doch an, aber so fremd, fern und feindlich, mit eiskalten stählernen Augen und er flüstert: „Wer sandte mich in Schicht und Schacht, das hat die liebe Mutter gemacht!“

Das war ein Schmerz über allem! Nicht daß er in dieser Grube lag und schaffte, sondern daß er sie nicht mehr kannte, sie ablehnte, ja, ihr die Schuld gab an seinem schweren Dasein, das schmerzte sie: Weiß er nicht, wer er ist, wer ich bin, fühlt er keinen Niedergang? Da wirft sich der ganze schwarze Berg auf ihr Gefühl, der Zusammenprall scheint sich zu wiederholen und das Traumbild erlischt vor ihrem inneren Auge.

Die wachende Schwester hört den gehetzten fliegenden Atem der Kranken geben; sie beugt sich über die Schlafende und sieht den Zug des Leides tief um den offenen Mund gegraben. Und

weiter pulst und fließt das Blut der Schläferin; über dem roten Strome schweben schwere Nebel, in ihrem Auf und Ab schwanken bunte Gesichte der Träumenden.

Die Mutter sieht im Traume eine herrliche blühende Landschaft im zarten Frühlingslicht: das wachsende Grün der Wiesen, unter dem blauen Seidenhimmel; Primeln, Aurikeln und Narzissen in heimeligen Bauerngärten, lichtgrüner Wald mit Kirschblüten, Schlehenduft und Vogelsang — ein Bild wie ein Kindergefang — da flocht schwarz und braun der Rauch vom hohen Schloße einer Fabrik in die Luft, wie Ruß in Milch, — und die Dächer der Baumwollweberei zucken sich verkehrend in die weichen Schäfchenwolken.

Es reißt sie hinein, sie steht mitten im Rütterrattersaal, die unendlich scheinenden Reihen der Webstühle unter den Wellenbäumen der Decke, von klatschenden, knirschenden Riemen betrieben, von gepeitschten, hin- und herliegenden Schiffchen durchzuckt. Hier wird jedes Geräusch von hundert anderen verstärkt und im Widerhall gesteigert, bis das Ganze von einem höllischen Lärm erfüllt ist, der das Ohr betäubt, das Wort am Munde erstickt, das Herz bedrängt und Bangen erzeugt.

Die bedrängte Mutter will sich halten, aber wo? Links und rechts knaden die unerbittlichen Peitschen, über ihr wandern die breiten Treibriemen, vor ihr schimmert die weiße Fadenbahn des Zettels und gibt nicht Halt noch Ruhe. Ringsum füllt sie hundert Augen auf sich gerichtet; ihre Perlenkette schmerzt sie am Halse, als seien die Kugeln weißglühend; das goldene Uhrenarmband ist ihr eine Handschelle am Gelenk. Die Seide ihres Kleides raucht peinlich in dem baumwollenen Gesäbe und Getuche des Saales — wird sie hier je wieder herausfinden? Wer hat ihr nur so die Knie zusammengebunden? Wer hat ihr einen eisernen Reis um die Schläfen gespannt?

Aus hundert Augen schießen Pfeile nach den ihrigen: Jeder trägt Borwurf, Anklage, ist in Gift getaucht. Was will denn diese hier?

Ach, sie hat vergessen, was sie will, weshalb kam sie denn? Sie wollte jemanden suchen hier, es hieß, hier sei jemand, der sie anginge. Ja, dort, endlich, dort, das ist die Gesuchte!

Eine Weberin an sechs Stühlen, in ihre Arbeit vertieft, in den hellen Haaren weiße Flocken und Bausche von Baumwolle, stellt den Stuhl, bückt sich, sucht, findet, knüpft blitzschnell den Faden und läßt das Schifflein wieder schießen. Dann blickt sie zu ihrem Nachbarn hinüber, einem kleinen gelblichen Kerl, mit angeklatschten Stirnlocken. Er ruft ihr ein Wort zu, sie errödet, lacht und ruft ihm etwas zurück. Die andern zeigen und grinsen.

Die Mutter hat nicht verstanden, da wiederholt neben ihr eine andere das grauenhafte Wort, die wüste Jote. Dargestürzt wäre sie von dem Saufhiebe, hätte nicht eine Säule ihr Halt geboten: Wüste Bilder aus billigen Reizheften sind da hingefleht, ah, ekelhaft! Holen sie aus diesen höllischen Gesilden ihren Traum und Trost? „Trude“, ruft die Mutter in den Höllenlärm hinein, „Trude, Kind wie kommst du in diesen Saal?“

Ihre Tochter, der Reiz der Britinnen, die dianenhafte Tennisspielerin, webt hier im Saale, zerläßt, zerrüttet, entnervt, verderbt. Sie geht zu ihr hin und will ihr die Baumwolle aus den Haaren streifen, aber das Weiß haftet in den Haaren. Die Stirne furcht sich, die Wangen fallen ein, die Zähne aus, die Muskeln des Halses werden wie Stride, die Brust sinken auf die Bauchfalte herab, — entsetzlich! Vor ihren Augen altert die schöne Tochter zur ausgemergelten alten Weberin herab. Und das Grausamste ist dieser Blick aus den Augen, die wie ausgekochte Beeren sind, dieser leere, lasse, niederliche Blick, — „Trude, kennst du mich nicht?“ höhnt die Mutter. — „Woher sollte ich Sie kennen? Gehört Ihnen die Webe?“ — Die Mutter küßt das lederne Gesicht, aber sie hört wieder die Antwort: Wer brachte mich in diesen Saal? Die Mutter tats, der Herr befahl! —

Wenn schon ein Schifflein aus der Lade gesprungen wäre und als ein fliegendes Geschöpf sich in das Herz der Mutter gehohrt hätte, es würde ihr nicht weher getan haben, als dieses fremde, vergessene, gefühlarme Benehmen ihrer herrlichen Trude. Werden sie alle so, die in den Sälen stehen? Vergessen sie die Mutter, von der sie kamen? Erstickt der Kampf um das Brot die Stimme des Blutes?

Die Riemen laufen an ihren Schläfen vorbei, sie stürzt sich hinein, sie wird mitgerissen, die Walzen kommen langsam gedreht, sie wird gepackt und überwältigt —

Die Schlafende bäumt sich und stöhnt.

Die wachhabende Schwester erhebt sich und beobachtet die Verletzte. Sie schreibt einige Worte in ihren Block, fächelt die Frau Gräfin, deckt ihr die Schulter, freut sich, daß der Morgen dämmert und kehrt an ihr Buch zurück zu der Stelle, wo eben der Prinz das Schreibmaschinenmädchen auf sein Schloß zur Trauung einholt —

Draußen ringt der wachsende Tag mit der schwindenden Nacht; sie werden es ewig nicht müde, das gleichförmige Spiel: er siegt ja nur, um zwölf Stunden später zu unterliegen.

Und über dem Wesen der Schläferin ziehen die Bilder des Traumes weiter dahin, spiegeln ihr Tage und Monde vor im kurzen Aufblitzen von Sekunden.

Wie ein Vogel an seinem Neste hängt und es immer wieder suchen, fliegt im abgehauenen Walde, auf der weggespülten Insel, unter dem Vordach eines abgebrochenen Hauses, so sucht

die Seele der Mutter das Heim, wo sie die Kinder empfing und gebar, und will sie lebenslang behüten, geleiten und bewahren!

Im Saale unter den alten Gobelins steht vor Vater und Mutter bleich, übernünftig, der zweite Sohn, Lothar. Ge spielt, Ehrenschild, Frist bis sechs Uhr! Sonst herunter mit dem Rod des Vaterlandes! Die wahnsinnige Summe ist nicht zu erschaffen! Warum schüttelt der Vater den Kopf? Er könnte doch das Zehnfache flüssig machen? Warum ist alles so anders, so ganz entgegengesetzt, warum, oh dieser eiserne Ring um die Stirne! Laß doch den Jungen nicht untergehen! Das grüne Kleid fällt von ihm ab, er ist im Hemde und wandert fort, weit über die See, nein, es ist nicht die See, es ist die Wüste! Ah, ihr Lieblich in der Uniform der Feinde! Wie das Nackentuch so fremd und weißlich unter dem Käppi flattert! Der Durst ist über der marschierenden Kolonne, wie der Glut über dem Feuer. Wer zurück bleibt, den fangen die Berber oder fressen die Schakale. Was ist das? Er wirft den Tornister weg, er tritt das Gewehr entzwei, er schreit und speit die Kameraden an, die ihm wehren wollen. Staub schwappt über die Szene, nein, Wasser! Das ist das Meer des Südens! Eine felsige Insel! Ein riesiger eiserner Käfig mit vielen Gefangenen. Ihre Nummern sind verwaschen und ergänzt. Wie Raubtiere sind sie hinter den Stäben und tun wie die Affen. Ein Wärter raucht eine Zigarette vor dem Käfig. Wenn die Verbrecher den Rauch riechen wollen und sich an das Gitter drängen, peitscht er sie zurück. Ein Gesicht blickt durch die Stäbe; ein vermishtes zertrümmertes Gesicht. Die eingesunkene Brust wird von Hustenstößen erschüttert, der Leib ist von der Madensende aufgetrieben, die Beine und Arme abgemagert, nur noch Knochen und lederige Haut, zerstoßen, zerkratzt, zerschunden, so hängt der einst so herrliche Rittmeister Lothar von Brittkloppen an den Eisenstäben des Käfigs auf der Teufelsinsel — denn stehen kann er nicht mehr, die Stechmüden haben seine Füße zerstoßen, aufgebrochen und leben vom Fressen seiner Sohlen und Ballen. Und wieder sieht ihn die Mutter als den ihren auch in dieser schauerlichen Not, und wieder kennt das Kind die Mutter nicht, die ihm Leben und Liebe gab. Zerissen ist das Band des Blutes, die Sprache des Herzens verstummt, die Zeichen der Sippe verwischt und erloschen! „Lothar, kennst du mich nicht?“ Er sagt ein Schimpfwort, so toll, aus der Apachenprache, daß sie es nicht als solches faßt. „Komme“, sagt sie, „ich habe ein Dampfboot gemietet, es bringt uns zu den Holländern!“ Da lacht er irrsinnig und brüllt: „Die Holländer! Sie führen uns fort und landen, um Wasser zu fassen! Wenn ich es dann zum Boote schleppe, erschießt mich der gelbe Mynher und holt mir das Geld aus den Därmen, das ich verschluckt habe!“ — Sein Lachen gellt, wie die Säge schrillte, als der Lastwagen gerollt kam —

Der Felsen hebt sich, die Daisische springen aus den Wogen wie Forellen, die man füttert. Das Meer wird ruhig, starr, es ist wieder Land, morastiges, feuchtes, schwarzgrünes Land; Felder dehnen sich, unendliche hochschollige Felder, wie sie östlich der Weichsel emporgepflügt sind, Morgen an Morgen, und müssen mit Rüben bepflanzt werden. Da lauert die Reihe der Seherinnen, mit schmutzigen Knien, naß, frierend, bis an die Ellbogen vererdet, mit wehem Rücken, aufgesprungenen Händen, um elenden Lohn; eine unabsehbare Reihe, immer neue Schollen über den Schollen, sie kommen langsam näher, die Gesichter werden deutlicher, die Mutter sieht es im blitzschnellen Morgendämmernstrahl.

In dieser Reihe die Dritte, das muß ihre Gerda sein, welcher die bunte Mütze der Primanerin so schick steht, Gerda, welche hinter der blauen Schleife unter den weißlichen Locken ein wundervolles Gehirn trägt, und leicht und leicht die schweren Gedanken ihres großen Landmannes Kant in ihrer eigenen Sprache verwahrt und wiedergeben kann, diese steht mit den Weibern und Mägden Rüben.

Die Mutter ahnt, schaut erschauernd den Blick der entschichteten Tochter, aber Gerdas Blick geht an die Seherinnen wie ein Befehl: da greifen die Hände der Frauen in die Erde, ballen sie zu Klumpen und werfen nach der Fremden. Die Kleider fallen ihr ab, sie sucht sich zu decken, umsonst, sie steht da im schmutzigen Hemde vor dem Auge ihres wissenden Kindes, sie wehrt die Rot- und Klumpenwürfe gegen sich ab — aber sie wird davon ganz zugebedekt, sie steht wie Lots Weib im Felde, aus Erde statt aus Salz, sie bricht durch den Lehmpanzer und sieht ein Erntefest in Brittkloppen, Schnitter und Schnitterinnen beim Erntetanz unter der Linde, jetzt bringen sie der geliebten Herrin die blumengeschmückten Kronen und Kränze aus neuem Stroh. Aber sie verweilt nicht bei diesem schönsten Schmuck einer Herrenhausdiele, sie sieht Schnitter und Schnitterinnen in das Gefölze gleiten, Paar um Paar, da, das ist die geniale Gerda mit einem lockigen polnischen Schnitter — ihr Kind — sie will naheilen, aber die Füße sind in den Fesseln des Traumes gefangen, sie muß ahnen, was unsagbar ist! In den Wald gelaufen wie eine Rehgeiß im August und verschwunden.

Was tun denn ihre Zwillinge, Junge und Mädchen, Hanna und Hanna, ihre Wunderkinder, gleich alt, gleich groß, gleich stark? Da steht ein Stuhl, der alte Sessel aus dem Gartenhause in Brittkloppen, auf dem Napoleon zehn Minuten schlief, als er aus Ausland floh, dieser Sessel, was soll er nur da? Sie streiten sich um den Sitz auf diesem Stuhle, der nur Platz für einen hat. Vor ihnen stehen ungeheure Säulen von ungewaschenen Tellern; ein grinsender Neger reicht aus einem Aufzug immer

neuo Stürze herein. Der Neger kommt Hanna gegen Hanno zu Hilfe, er boxt den blonden Weissen nieder, Hanno liegt ohnmächtig im Blute. Nun sucht der Schwarze das Mädchen zu küssen; sie flieht und reißt einen Tellerturm um; die beiden steden bis an die Hüften in Tellern, arbeiten sich hoch und bewerkeln sich damit; Hanna blutet an der Stirn; der Bruder erhob sich und schlägt den Neger nieder; die Geschwister sinken sich in die Arme, und sehen plötzlich die Mutter, diese bangt und bebt, jetzt wird der feindliche Blick kommen, jetzt werden sie ihr die Schuld geben, wenn sie fragt, aber sie fragt doch: „Wie kommt ihr in den Tellerraum?“ — Da lächeln sie lustig als vierzehnjährige Kinder und jubeln: „Ei, nur in unserer Mutter Traum!“ — O Bonne, Liebe, Seligkeit, diesen Spülraum kennt sie doch, Nordhotel, Chicago, Zimmer 2824, dort wohnte sie, dort, — und in das wüßte wirre Traumeln der Mutter bricht die Ahnung hinein, es sei ja nur ein Traum, und jetzt dieses goldene Morgenlicht, das sei der tröstliche Schein der Sonne, und sie sei wieder wach und oh —

Und da kommt ein Ton, ein Jubel, matt und zage aus dem Munde der Mutter — die Schwester blickt überrascht von ihrem Buche auf und muß die Schilderung der Brautgeschenke auf Schloss Fürstenstein vorerst ungelassen lassen — und die junge Pflegerin fühlt: das ist der Laut des Lebens. Sie tritt bebend an das Bett: die Augen der Mutter sind geschlossen, sie schlummert; aber da wo die Banden das Gesicht frei lassen, liegt Sonne und Seligkeit!

Und mit dem Tag erwacht die Verletzte: Meine Kinder! Meine Kinder!

Mit jeder neuen Sonne steigt auch ihr Lebensgeist höher.

Und wenn er in das Traumland hinübergeliegt, sieht er schönere Gesichte als in den Stunden der Schwäche und des Bruchs. Er zeigt ihr den jüngsten Knaben, eine Sonnenblume anfassen und schütteln, daß die Bienen aufbrausend davon fliegen. Sie sieht ihn auf dem Pony reiten in der Rundbahn, und sie fühlt seinen Gutenmorgentusch auf ihrer Hand.

So lebhaft, so deutlich, so zum Greifen nahe ist er ihr, er legt den Finger auf den roten Mund, der kleine Kerl, die dicken ehrlichen Tränen rollen ihm über die Backen herab, er schaut sich fragend um nach der Oberschwester und fragt: Darf ich sprechen? Und dann sagt er: Mutter, du wirst gesund!

Da weiß die geprüfte Frau, es ist kein Traum mehr; sie fühlt ja mit wehen steifen Fingern die Locken, die Stirn, und streift ihm unbeholfen die Tränen aus dem Gesicht.

Diese Blicke von Mutter und Kind sind wahr und groß, kein Engel des Himmels hat edlere!

Nun sinkt sie vor Freude auf ihr Lager zurück, wie vor Schmerz zuvor.

Bis die Stunde kommt, wo alle ihre Kinder vor der Mutter stehen, die hohen geraden Söhne und die frischen blühenden Töchter, von denen sie so Entsetzliches träumte. Sie sucht in den lebendigen Augen den Blick der Liebe, welchen die Gestalten des Traums ihr versagt hatten, und findet ihn.

Aber die Kinder suchen vergebens im Auge der Mutter jene lachende leuchtende Flamme, an die sie gewöhnt waren von Jugend auf. Ein unendlich Besinnendes, Bedenkendes lag in

den matteren Sternen des Mutterauges und eine weiße Strähne lag auf dem Scheitel wie Schnee über einem herblichen Berg. Die Mutter war ernst geworden und streng.

Und als die Oberschwester, selbst aus edlem Blut, das ganze Vertrauen der Genesenden gewann, sprach es diese aus, indem sie mit der Krücke spielte, die schneller entbehrlich wurde, als man gedacht hatte, und erzählte ihren Traum von den verlorenen Kindern, von Bill, der Kohle grub, von Trude, die Nesseltuch wusch, von Gerda, die Rüben setzte und Hanna, die Teller wusch, von dem Fremdenlegionär Lothar und seinem Ende im Bagno:

„Schwester, wenn ich es im Lichte bedenke ist es ja kein Träumen, sondern waches Denken gewesen. Es ist eine Mutter, deren Sohn Kohle hakt, dem Feinde dient, deren Töchter dem Halbtier verfallen, Schwester, ich glaube, ich träumte den Traum für alle Mütter, für die Große Mutter, wie die Alten sagten, und fühle, daß jedes Kind jeder Mutter gehört! Es gibt nicht unsere Kinder und andere: alle andern sind unser, und die unsern sind auch den andern.“

Nun verstehe ich ganz das Wort des göttlichen Meisters: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Liebe die Kinder der Mitmütter wie deine eigenen und leide mit ihnen. Ich litt!

Empfinde ihre Not als deine, ihre Schmach als unsere, ihre Entwürdigung als die des ganzen Volkes, aller Menschen.

Millionen von Kindern sind da, wo ich die meinigen sah und ihre Mütter klagten nicht!

Ich sah die andere, die vergessene Seite, ich fand im Traume das verlorene Band des Bluts!

In Westfalen liegt mein elterliches Gut; ich gebe es denen, die Kohle graben.

In der Lade liegt mein Schmutz, er gehört Ihrem Verbands! Ein traumloser Schlaf ist wertvoller als eine geschmückte Schläfe.

An alle denken, Schwester, denn alle denken in uns! Ihr Opfer ist unser Gedeihen! Wenn alle fühlen wie ich nun, wären wir nicht ein wenig geschickter zum Reiche Gottes? Schwester, Gott hat mich gesegnet und beglückt, als er meinen Wagen zertrümmerte —

Während die Gräfin so sprach, ertönte eine Antohupe melodisch.

„Was ist das? Mein Motiv aus „Parsifal“?“

„Frau Gräfin, man hat Ihren Wagen wieder hergestellt; der Motor ist heil geblieben und das Gehäuse ersetzt worden.“

„Nehmen Sie ihn, für Ihr Heim hier, ich fahre nicht mehr, ich gehe zu Fuß, humpelnd. Nie mehr will ich die Augen aus dem Traume sehen, nie mehr!“ —

Da brachten sie ihren kleinen Enkel, sie küßte ihn und sagte: „Das Licht ist am herrlichsten über Abgründen, aber das Leben ist schön durch Licht und Luft —“

Aber als der kleine Kerl nach der Brosche der Oberschwester griff, sagte die Mutter lächelnd: „Schwester, dieses Kreuz ist ein Zeichen am Wege nach dem Lande der tätigen Menschenliebe! Wird dieser Kleine als Mann diesem Lande näher kommen als wir?“ Da sagte die Schwester: „Wenn er so denken und handeln lernt, wie seine Großmutter!“ —

## Max Dufner / Zwei Handschriften in Heidelberg

Unter den Schätzen, die von der Heidelberger Ausstellung „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner“ in diesen Sommermonaten gezeigt wurden, sind als die eigenartigsten zwei Handschriften Burtes zu nennen, die im Besitz eines schweizerischen Kunstfreundes sind, ihnen galt mein erster Besuch in diesem Gebäude.

Die Räume des Kunstvereins liegen in einem stillen Haus der allen Fremden bekannten Anlage. Im Krieg diente es als Lazarett. Daran dachte ich beim Hinansteigen der breiten Treppe, Bahren sah ich vor mir, bleiche Männer mit weißen Verbänden, hier standen die Betten der grauen Dulder, wo heute die bunten Bilder hängen. Und wie so die Gedanken wandern, fiel mir eine Obzelle Hölberlins ein, die er in der Tübinger Zeit des geknickten Vorbeers in sein Diarium schrieb: „Kunst und Sinnen hat Schmerzen gekostet von Anbeginn!“

Ein nur mit der Hand am Ohr noch hörender Aufseher gab mir die beiden Folianten aus einem Wandglaschrank heraus, in einer Fensternische stand ein kleines Tischchen, hier nahm ich im linden Schein der Herbstsonne Platz.

Das ist zunächst die Handschrift der „Mabelle“. In königlicher Feder von blauer Farbe gebunden, die fingerdicken Buchdeckel sind von einer zierlichen Goldprägung umrandet, und der Rücken ist durch Wülste in gleiche Felder geteilt, auf deren oberstem die Namen des Buchs und seines Dichters tief mit Goldbletern eingestempelt sind: — „wie man nur an Heiligthümer, oder unschätzbare Kunstwerke, silberne oder goldene Behältnisse wendet“. Die drei Seiten des hinteren Buchdeckels sind mit Klappen aus buntem Karton versehen, um die Fülle der Manuskriptblätter abzuschließen.

Den Introitus machen einige Widmungsblätter, mit Feder oder Blei gezeichnet, ein Papierbündel mit Tintensatz, eine Rosenwase, eine Markgräflerin, das sind die Motive des Eingangs. Ihnen folgt jenes Blatt aus Kleists „Hermannschlacht“: „Was das für eine Sprache ist! Als schläg ein Stecken an einen

alten, rostzerfressenen Helm!“ Den Abschluß der Einleitung bildet eine 1913 geschriebene Vorrede, die vom Wesen der Mundart und vom künstlerischen Recht ihrer Wiedererweckung handelt. Das erste Gedicht selbst ist auf einen roten Zettel geschrieben, ein Vermerk zeigt an, daß es in Paris 1907 entstanden ist.

Die verwendeten Papiere sind ein Wirrwarr aller Größen und Farben, edelstes Wütten, herausgeriffene Blätter aus Geschäftsbüchern, Rechnungsformulare und Fehen aus Notizblock, so daß die Notwendigkeit der Klappen verständlich wird.

Den höchsten Zauber aber dieser Manuskripte bildet die Handschrift des Dichters ganz für sich allein. Ich verstehe nichts von Graphologie und urteile ganz als unbefangener Betrachter. Börries von Münchhausen schwärmte einmal von der „strahlenden Deutschschrift“ Burtes. Diese Schrift ist vielleicht der größte Gegensatz zu der mündlich blutleeren Tuschpinselerei Stefan Georges. Hier spürt man den jeismographischen Ausschlag erregter Diktion, wie ein Windbruch sehen ganze Seiten aus. „Dumme Menschen bewegen sich wie Gliedermäner“, schreibt Schopenhauer, „an geistreichen spricht jedes Gelenk“. Wo die Blätter ganz unleserlich werden, sind Seiten mit Maschinenschrift eingefügt.

Immer zwischen den Gedichten wieder eingestreut, findet man das Signet des Dichters, eine schlangenumwundene Erdtugel mit dem burgartigen Turm eines Markgräfler Kirchleins, das Ganze ist wie mit einer Lohe von den Worten des Wahlspruchs umwahrt:

„Mit ich all, also ball!“

Ich greife zu dem anderen Band, es ist die Handschrift des „Simson“, sie ist in weißes Pergament gebunden, Schrift und Zierleiste in Gold gepreßt. Ein Titelbild auf blauer Pappe zeigt einen orientalischen Turbankopf, auf dem ersten Blatt steht der literarhistorisch interessante Vermerk: „Diese Urchrift des „Simson“ wurde in Freiburg i. Br., wo ich beim Heere war,

1916/17 geschrieben, z. T. im „Hotel Salmen“, z. T. in der Pension Kircher, Christliches Hospiz, Poststraße 3. Die Schlussszenen auf lose Blätter, die fehlen. Vörrach, 20. Juli 1924.“ Vor den Akten sind mit Feder Bühnenbilder gezeichnet, eine Skizze zeigt Wegener als Simson. Schrift und Bilder verraten den Sturm der Seele, die aber leider auf dem schlechten Kriegspapier durchgeschlagen haben, so daß dieses Manuskript nicht die Schönheit des vorigen besitzt. Den Schluß dieses Bandes bildet ein sprechendes Zeichenblatt, eine irre Maske in Dornen und Lorbeer darstellend, darüber eine Vase mit drei Rosen, die letzte Spur einer einst blühenden Liebe.

Wie ich den stattlichen Band „Madlee“ wieder vor mir aufschlage, tritt hinter mich ein Besucher und schaut mir mit schweigender Bitte über die Schulter, eine schlanke Gestalt ganz in Schwarz gekleidet, mir unbekannt, vielleicht aber nicht zufällig im Kopf an Klages erinnernd, er schaute grübelnd auf die Schrift, hob plötzlich die rechte Hand und ließ sie in lautem Schwung niederfahren.

„Die Schwerttische!“, sagte er und ging.  
Mir fällt ein anderes Wort Schopenhauers ein, es steht in dem Traktat über Schriftstellerei und Stil:

„Die Feder ist dem Denken was der Stock dem Gehen: aber der leichteste Gang ist ohne Stock und das vollkommenste Denken geht ohne Feder vor sich. Erst wenn man anfängt alt zu werden, bedient man sich gern des Stockes und gern der Feder.“

So gebraucht Bürte die Feder nie. Wir müssen den rechten Vergleich im Werk des Dichters selber suchen. Da steht in der „Madlee“ ja das Gedicht, worin er seine Seele als Taube, seinen Geist aber als Weib darüber sieht: „Er spödet, sie flüchtet, sie säklet, er pädlet, e Pfiff und e Griff, e Gruppes, e Tschuppes, er schlacht sie — vorbei!“ Im Rahmen dieses Bildes ist Burtes Feder eher dem Schnabel und der Kralle des Weibs zu vergleichen. Dann haben wir das Wesen dieser Schrift gedeutet.

Allmählich leeren sich die Räume um mich von Besuchern, ich kann mich von dem blauen Folianten nicht trennen. Es soll diesem Buch unvergessen sein, daß es mir eine entschiedene Umkehr und ein Heimfinden geschenkt hat, als ich ratlos unter den Trümmern des großen Krieges verzagen wollte. Hier habe ich die Stimme der Mutter gehört, die mir Zuversicht und Glauben an die Zukunft gab. Ich schaue träumend hinaus auf die alten Bäume des Neptungartens, wo der Springbrunnen im wehenden Herbstwind vielfarbig seine Tropfen versprüht, und streiche dankbar und segnend über das kostbare Buch:

Wenn Bahr un Leder icho  
Higoh dhuen in Staub un Schimmel  
Soll du Namen ewig stoh  
Als e Stärne an mym Himmel!

W. G. Dostering / Badische Almanache, J. P. Hebel und Ferd. v. Biedenfeld

II. (Schluß.)

Ferdinand von Biedenfeld verließ allerdings bald darauf die badische Residenz für lange Jahre. Er heiratete die Wiener Sängerin Bonafeglia-Schüler, die ihm aus ihrer ersten Ehe eine etwa fünfzehnjährige Tochter, Henriette, zubrachte, die selber nachmals eine bekannte Koloratur-Sängerin wurde und sich mit Jos. Spitzeder, dem berühmtesten Bassbuffo jener Zeit in Berlin und Wien, verheiratete, aber schon 1828 im Wochenbette starb. Biedenfeld nahm 1816 seinen Abschied vom Staatsdienst und führte fortan ein bewegtes Bühnen- und Wanderleben, das ihn nach Nürnberg, Wien und schließlich 1824 als Vizedirektor an das königstädtische Theater in Berlin wirbelte. Dort traf ihn die siebzehnjährige Karoline Bauer, deren künstlerischer Siegeszug sie damals von Karlsruhe, wo sie mit 15 Jahren glanzvoll debütiert hatte, in die preussische Hauptstadt führte. Sie berichtet darüber später in ihren Erinnerungen „Aus meinem Bühnenleben“: „Er trug einen verstümmelten Arm in schwarzseidener Binde... Der Baron mochte wohl vierzig Jahre zählen und hatte angenehme intelligente Züge. Er zeigte sich als feingebildeter Mann und plauderte bald gemüthlich in Wiener Mundart“ (die er demnach von seiner Frau und während des Ansehnthalts an der Donau angenommen hatte).

Biedenfeld kam bald darauf (1829) als Dramaturg nach Breslau, wo er der Mäzen und Schuldengahler des jungen Heinrich Laube wurde, dem wir eine drollige Charakteristik seines Gönners verdanken; aus ihr erfahren wir auch Näheres über den verstümmelten rechten Arm.

Laube schreibt in seinen „Erinnerungen“: Dieser Baron von Biedenfeld, ein hochgewachsener Mann mit pockennarbigem Gesicht und einer schwarzgeränderten Brille vor den Augen, der meine Druckschulden für die „Aurora“ auf sich genommen, kam fast jede Woche einmal zu uns heraus mit seiner Doppelflinte und seinem Hühnerhunde. Er froste immer von Neuigkeiten. Uebrigens war er Mittdirektor des Breslauer Theaters, und mit besonders dramatischem Feuer berichtete er immer über die St. Simonisten. Er war aus Wien nach Breslau gekommen und war voll schöner Phantasien. Man glaubte ihm deshalb nicht alles. Er hatte nur einen Arm. Den andern hatte er schon in der Jugend auf fabelhafte Weise verloren, fabelhaft, weil er's erzählte. Der Mann war eine sichere Lustspielfigur. Ein Bajonettschuss mit gleichzeitig losgehendem Kugelschuss war dem jungen Baron nach seiner Aussage widerfahren. Jung mußte er gewesen sein, denn er hatte es gelernt, wie ein Mensch mit zwei Armen durch's Leben zu wandeln. Er beschämte gar oft in körperlichen Verrichtungen uns alle, die wir zwei Arme hatten. Als ein leidenschaftlicher Jäger lud er sein Doppelgewehr rascher als der Jäger neben ihm, und schoß vortrefflich. Gewöhnlich kam er, über unser Revier wilddiebend, mit seinem Hunde an und brachte einen unterwegs geschossenen Hasen für die Küche mit. Außerdem Bücher in allen Taschen... Ich erfreute mich seines besonderen Wohlwollens; Schriftstellerei war sein Ideal. Ja eines Tages bot er mir an, mich zu adoptieren, da er weder Kind noch Regel hätte. Ich fragte ihn darauf, ob ich als junger Baron auch die Schulden des alten Barons übernehmen müßte... und er lachte mit.

Im Jahr 1834 folgte Biedenfeld seinem Schüligen Laube nach Leipzig und zog hierauf nach Weimar, wo er eine aus-

gebreitete Lohnschriftstellerei betrieb. Er hätte gerne Karl Gutzkow dahin gezogen, um den alten Glanz Weimars in etwa aufzufrischen, worüber H. Houben in seinem Buch „Jungdeutscher Sturm und Drang“ (1911) sich des weiteren verbreitet. Unter seinen vielen jetzt entstehenden Arbeiten erweist sich ein kompilatorisches Werk über die „Mönchs- und Klosterfrauen-Orden“ (1837) sowie eines über „Ritterorden“ (und Grenzzeichen, 1841) schon wegen der zahlreichen Abbildungen heute noch nützlich.

Aber eines Tages kehrte Biedenfeld wieder in die Heimat zurück, die ihm nie ganz aus dem Gedächtnis verschwunden war. Als er einmal in Leipzig mit dem genialen Friedrich Vist zusammenfaß, berührte es ihn ungemein wohlthuend, daß dieser „kein Jota von seinem kernschwäbischen Jbidom in der Fremde vergessen hatte und so unbefangenen forschwäbelte“, daß Biedenfeld selbst mehr und mehr in seinen karlsruher Dialekt zurückfiel, den er seit fast zwanzig Jahren nur einmal wieder in Wien und zwar sehr verfeinert vom badischen Gesandtschaftsrat Douguine gehört hatte. „Es ist“, schreibt er, „unstreitig eine der wonnigsten Empfindungen, nach langer Zeit die heimatischen Laute aus dem Munde eines Gebildeten wieder einmal zu hören, und man wird ein anderer selbiger Mensch, wenn man sich, unwillkürlich in die Zeiten seiner Jugend versetzt, in seiner eigentlichen Muttersprache wieder bewegt.“

So braucht man sich nicht zu wundern, daß Ferdinand von Biedenfeld die Heimatstadt wieder aufsuchte, wo der Vater im Jahr 1834 gestorben war. Ihn zog es auf seine alten Tage in das Land, aus dem er stammte. Er, der als Student in Heidelberg, Alois Schreiber und in Freiburg Johann Georg Jacobi gehört, und dort seine ersten Schritte auf dem ästhetischen Gebiet gemacht hatte, er, der in Karlsruhe mit Hebel bekannt gewesen war, verbrachte seinen Lebensabend weiterhin schriftstellernd in der badischen Residenz, wo er schließlich im Jahr 1862 gestorben ist.

Damals hatte Scheffel schon den „Trompeter“ und den „Eckehard“ veröffentlicht und verwahrte die Gaudeamus-Lieder in der Schublade. Das literarische Bild war völlig verändert, und auf die zahlreichen Arbeiten Biedenfelds (Goedeke gibt 77 Nummern) senkte sich der staubige Schleier der Vergessenheit. Nur seine zuletzt veröffentlichten Erinnerungen an wichtige Persönlichkeiten und Personen, mit denen sein Leben ihn zusammengeführt hatte, sind auch heute noch ergiebig. Er hat sie damals im Stuttgarter Morgenblatt in den Jahrgängen 1859 bis 1861 unter der Ueberschrift „Aus meiner Pilgerreise“ herausgegeben. Gut beobachtete Einzelzüge vermitteln uns in unterhaltbarer Form wichtige oder zumindest hübsche Aufschlüsse über Menschen und Ereignisse aus seinem ausgedehnten Gesichtskreis, welche durch die Kunst seiner Charakteristik oder um ihrer selbst willen unser Interesse finden. Von dieser Schluß-Station seines Wanderlebens aus gesehen, die ihn an die Stätte seiner Kindheit zurückleitete und den Ring seines Daseins rundete, gewinnt auch sein „Lied aus der Ferne“ in den Rheinblüten von 1819 — lang, lang ist's her — innigere Bedeutung:

Bist meiner Sehnsucht Ziel, Land an dem Rhein;  
denk ich zu dir mich hin, fleht alle Pein.  
Gott wird ja gnädiglich hören mein Flehn,  
einmal nur möcht ich dich, einmal noch sehn  
Land an dem Rhein!